

Laudatio v. Gerrit Bartels zur Preisverleihung des FDA-Literaturpreises an Ingo Schulze

Vita Gerrit Bartels

Ich bin 1967 in Braunschweig geboren, habe Medizin studiert, habe Mitte der neunziger Jahre zwei Jahre (Okt 94 bis Okt 96) auch als Arzt in der Inneren Medizin und der Psychiatrie gearbeitet, war dann bei der taz in Berlin von 1998 bis 2006 Kultur- und Literaturredakteur, und bin dasselbe jetzt seit 2006 beim Tagesspiegel in Berlin.

Sehr verehrte Damen und Herren, lieber Ingo Schulze,

als ich Anfang diesen Jahres die Anfrage erhielt, die folgende Laudatio auf Ingo Schulze zu halten, brauchte ich erst einmal Zeit zum Überlegen. Nicht, ob ich die Laudatio wirklich halten wollte, das war gar keine Frage (das ist natürlich eine Ehre), sondern ich fragte mich: Wann hatte ich eigentlich zuletzt etwas von Ingo Schulze gelesen oder gehört? War es nicht etwas still um ihn geworden? Die Veröffentlichung seines letzten Romans „Adam und Evelyn“ liegt jetzt schon fast vier Jahre zurück, „Orangen und Engel“, das Buch das 2010 von ihm erschien, ein Buch mit „Italienischen Skizzen“, wirkte ebenfalls, der Untertitel weist darauf hin, mehr wie ein Übergangsbuch, es hatte was von einer Verschnaufpause, und überhaupt: Hatte Ingo Schulze nicht auch in den Feuilletons immer mal wieder Stellung zu aktuellen Debatten, zum Zeitgeschehen bezogen? Wann hatte er das zuletzt getan?

Kaum aber hatte ich diese Fragen für mich dahingehend beantwortet, dass Schulze eben nach Schriftstellerart im stillen Kämmerlein an einem neuen Buch arbeitet, womöglich an einem neuen Roman, erschien von ihm in der „Süddeutschen Zeitung“ ein Artikel, auf der ersten Seite schon in der roten Dachzeile angekündigt mit den Worten: Es ist wieder Zeit, den Mund aufzumachen. 13 Gedanken notierte er in dem Artikel: zum Zustand unserer Demokratie in Zeiten der Finanzkrise, des griechischen Staatsbankrotts und entfesselter Märkte, in Zeiten, wie Schulze es schreibt, (ich zitiere) „der zunehmenden sozialen und ökonomischen Polarisierung, des Ruins des Sozialstaates, der Privatisierung und damit Ökonomisierung aller Lebensbereiche“.

Ja, meine sehr verehrten Damen und Herren, da war er also wieder, der Dichter Ingo Schulze, der sich nicht nur als ein solcher versteht, was für sich ja schon reichen würde. Sondern der auch als politischer, als politisch engagierter Schriftsteller wirkt. Das ist allein deshalb bemerkenswert, weil diese Spezies von Schriftstellern seit längerem vom Aussterben bedroht ist. Die Nachfolge eines Günter Grass oder eines Martin Walsers anzutreten, das scheint für die nachfolgenden Schriftstellergenerationen keine wirkliche Option mehr gewesen zu sein, und manchmal wirkt Ingo Schulze da ganz allein auf weiter Flur. Für ihn jedoch ist der Umbruch auch seines Lebens in den Jahren 1989 und 1990, in der Zeit der Wende, immer eine Verpflichtung gewesen, sich politisch zu artikulieren. Schauspiel dramaturg war er 1988 in Altenburg in Thüringen, nach dem Studium des Lateinischen und Griechischen, der Germanistik und der Kunstgeschichte in Jena, ausgestattet mit vielen politischen Freiräumen, wie er sich einmal erinnert hat, und dann wurde aus dem Theatermann, dem Propagandisten des „Neuen Forums“, dem angehenden Berufsrevolutionär Ingo Schulze plötzlich der Herausgeber von Lokal- und Anzeigenblättern, (ich zitiere): „Die Währungsunion schien alle Worte überflüssig gemacht zu haben. (...) Ich hatte den Eindruck, als politischer Mensch nicht mehr gebraucht zu werden.“

Es muss der Widerstand gegen genau diese Erfahrung der politischen Überflüssigkeit sein, die den politischen Schriftsteller Ingo Schulze antreibt. Dabei lässt er sich nie vor den Karren einer bestimmten Partei spannen, wie es das ein Günter Grass heute noch tut, sondern er gebraucht nichts weiter als die eigenen Worte, um auf Missstände hinzuweisen, um überhaupt hinter die Worte, hinter die Sprache der anderen zu kommen. Floskeln wie „die Märkte beruhigen“, wie „das Vertrauen der Märkte wiedergewinnen“, wie die Kanzlerinnen-Sprüche „Ohne Wachstum ist alles nichts“ und „marktkonforme Demokratie“ untersucht er in eben jenem Artikel in der „Süddeutschen Zeitung“ auf ihre eigentliche Bedeutung, um zu erkennen, (ich zitiere): „Die Sprache der Politiker, die uns vertreten sollen, ist gar nicht mehr in der Lage, die Wirklichkeit zu erfassen. Es ist eine Sprache der Selbstgewissheit, die sich an keinem Gegenüber mehr überprüft und relativiert. Die Politik ist zu einem Vehikel verkommen, zu einem Blaseball, um Wachstum anzufachen.“

Das wissen wir doch alles, mögen die einen einwenden, die Wirklichkeit ist doch ein bisschen komplizierter, die kapitalistische zumal, mögen andere Ingo Schulze entgegenhalten, und doch nimmt Ingo Schulze, es macht ja sonst keiner!, sich die Freiheit, das, was als allzu offensichtlich erscheint, was schon allzu selbstverständlich geworden ist, zu beschreiben, zu hinterfragen. Ingo Schulze versucht, den (kapitalistischen) Wahnsinn nicht einfach als Selbstverständlichkeit hinzunehmen und diesen Wahnsinn, wenn schon nicht zu behandeln - das steht kaum in seiner Macht - so ihn doch zu diagnostizieren.

Und er nimmt sich auch die Freiheit, dies auch in eigener Sache zu tun, und auf die Widersprüche einer Schriftstellerexistenz hinzuweisen, zum Beispiel bei Preisverleihungen, die von der Wirtschaft finanziert werden. So wie im Jahr 2007, als er den Thüringer Literaturpreis zugesprochen bekam und in seiner Dankesrede den Zwiespalt thematisierte, in den ihn die Verleihung dieses Preises brachte, der zwar von der Literarischen Gesellschaft Thüringens vergeben wird, aber seinerzeit vom Energiekonzern E.ON finanziert wurde, (ich zitiere): „Schon dass ich hier stehe, (so Schulze damals in seiner Laudatio), an diesem Pult mit der Aufschrift E.ON Thüringer Energie AG und fotografiert werde, macht mich zu einer Art Werbeträger, aber immerhin einem, dessen Wert sich mit 6000 Euro bestimmen lässt. Das heißt, mich stört, dass ich über E.ON nachdenken muss, wenn ich den Thüringer Literaturpreis annehmen will.“

Überflüssig zu erwähnen, dass die Stifter des Preises nicht sehr erfreut waren über Ingo Schulzes Bedenken, im übrigen vor allem die aus der Politik. Bemerkenswert an dieser Rede war, dass der Preisträger hier Dinge und Phänomene ansprach, die uns schon so zur Gewohnheit geworden sind, dass wir sie wirklich kaum noch wahrnehmen: Die Skispringer und Abfahrtsläufer mit ihren Milka-Mützen, die Pop-Musiker, die Jägermeister-Wettbewerbe gewinnen oder ihren Ruhm der Firma Apple verdanken, die Schriftsteller, die ihre Preise eben von Unternehmen aus der Wirtschaft bekommen, selbst wenn es zunächst nicht danach aussieht.

Und nicht zuletzt wir alle selbst, die wir gar nicht mehr darüber nachdenken, wenn wir stolz mit T-Shirts oder Jacken herumlaufen, auf denen unübersehbar der Name irgendwelcher Designer prangt – oder der von Fußballvereinen, deren Logos inzwischen ganz selbstverständlich auch die der Telekom, der Allianz, von Netto oder Automobilherstellern tragen. „Was wollen wir?“, fragte Ingo Schulze damals in seiner Dankesrede, und appellierte an den Bürger- und Gemeinssinn in uns allen, an die Verantwortlichkeit eines jeden einzelnen in einem sich immer noch als demokratisch verstehenden Gemeinwesen, (ich zitiere): „Wo liegt die Grenze, jenseits derer wir Hoheitsrechte abgeben und Abhängigkeiten zulassen?“

Halt, stopp, muss ich ja doch einmal an dieser Stelle ausrufen, jetzt trägt es mich hier in meiner Begeisterung über den sich explizit als politisch verstehenden Schriftsteller Ingo Schulze davon. Jetzt habe ich, meine sehr verehrten Damen und Herren, fast noch kein Wort über seinen eigentlichen Hauptberuf verloren: den des passionierten Geschichtenerzählers, den des Literaturverfassers. Kurzum über den Schriftsteller, der davon überzeugt ist, dass, so hat er es vor vier Jahren in seinen Leipziger Poetikvorlesungen formuliert, Literatur dafür da ist, mit bestimmten Erfahrungen nicht allein zu bleiben, (ich zitiere), „mit Erfahrungen, die (...) nicht sagbar sind, die in ihrer Universalität und Gleichzeitigkeit nur in einer Geschichte, einem Gedicht, einem Roman Ausdruck erhalten.“ Sofort danach fügt Schulze in seiner Poetologie jedoch gleich an, (ich zitiere noch einmal), „Literatur ist nicht dafür gemacht, etwas zu erklären, aber sie darf und sollte für eine gesellschaftliche Selbstverständigung genutzt werden.“

An diesem Punkt verschränken sie sich: der politische Schriftsteller und der Geschichtenerzähler. Oder, wenn man so will, der Bürger und der Poet. Wobei es Schulze trotzdem exzellent gelingt, die beiden Welten, die zwischen einem Zeitungsartikel und einer Erzählung liegen, auseinanderzuhalten. Er nutzt die Literatur auch zur gesellschaftlichen Selbstverständigung, zuvorderst dient sie ihm der künstlerischen Selbstverständigung.

Ingo Schulze, meine sehr verehrten Damen und Herren, und das unterscheidet ihn von vielen Schriftstellern seiner Generation, geht nicht davon aus, dass es schon ausreiche, realistisch zu erzählen, und dann ergebe sich die Realität von selbst, dann ließe sich automatisch etwas über einen bestimmten Ort und eine bestimmte Zeit etwas sagen. Nein, das mindeste ist es für ihn, nimmt man einen seiner Ich-Erzähler aus der Geschichtensammlung „Handy“ beim Wort, zu zeigen, (ich zitiere), „dass das Leben die Tendenz hat, die Literatur nachzuahmen.“

Gerade in seinen vier Romanen, wenn wir jetzt seine Petersburger Erzählungen „33 Augenblicke des Glücks“ und auch die „Simple Storys“ als solche auffassen, unternimmt er Abzweige, hält er Distanz, besichtigt er die Gegenwart von einer distanzierten Warte aus, unterlegt er seinen Geschichten konsequent Muster aus der Literatur. Die „33 Augenblicke“ stecken voller Anspielungen auf die russische Literatur (relativierte sich ein Stil am anderen), die „Simple Storys“ sind der klassischen amerikanischen Short Story verpflichtet, (hier macht einer auf Literatur) und in seinem opus magnum „Neue Leben“, der wie die „33 Augenblicke“ mit einer Herausgeber fiktion operiert, finden sich Bulgakow, Faust und E.T.A. Hoffmann. (Am Ende erzählt er bei aller kunstvollen

Verfertigung von Menschen in Zeiten des Umbruchs, nach dem Mauerfall, nach dem Zerfall der Sowjetunion, von Menschen, die erfahren müssen, dass nicht mehr das Wort, die Sprache, die erste Geige spielt, sondern das Geld, die Ökonomie)

In seinem bisher letzten Roman „Adam und Evelyn“ läuft schließlich ein biblischer Mythos von Anfang bis Ende als Tonspur mit. Wobei dieser vor allem aus Dialogen bestehende Roman geradezu besticht durch seine ausgefeilte, kunstfertige Schmucklosigkeit - und vielleicht gerade deshalb so viel erzählt über die Wende, über den Weltenwechsel. Über Menschen, die ins Mühlrad der Geschichte geraten, ohne sich dessen ständig bewusst zu sein, die dann selbst die Geschichte mitgestalten, auch weil sie sich von Zufälligkeiten und individuellen Stimmungen leiten lassen. Das Paradies jedenfalls, das könnte in „Adam und Evelyn“ für den einen, Adam, verloren sein, und es liegt für die andere, Evelyn, mutmaßlich gleich nebenan, im Westen. Und doch ist es auch so, dass dieses Paradies so viele Erscheinungsformen hat, dass Ingo Schulze die Frage, wo es denn genau liege, nicht eindeutig beantworten kann und will, (ich zitiere): „Könnte ich es, wäre der Roman überflüssig“

Das vielleicht noch Bemerkenswertere an dem Geschichtenerzähler Ingo Schulze aber ist, meine sehr verehrten Damen und Herren, dass er selbst dann, wenn er betont unpräzise ist, wenn von Stil keine Rede mehr sein kann, weil er sich in betonter Schlichtheit tarnt, wenn er auch literarische Referenzen bewusst außen vor lässt und als Ich-Erzähler Ingo Schulze dem Leben hinterherschreibt, dass er also selbst dann noch in der Lage ist, unsagbare Erfahrungen zu vermitteln oder den Leser ganz bewusst an diesen teilhaben lässt. „Keine Literatur oder Epiphanie am Sonntagabend“ ist eine seiner „Handy“-Erzählungen hintersinnig und doppeldeutig betitelt. Nein, ist man zunächst nach den ersten Seiten, geneigt zu sagen, Literatur ist das wirklich nicht, der Schulze, der langweilt einen hier mit der Schilderung eines dösischen Schulze-Familiennachmittags auf dem Brandenburger Land.

Und dann auf einmal ist alles ganz anders, taucht plötzlich eine Orangenschale auf, die ein Nachbar über den Zaun geworfen hat, die die Tochter in der Hand hält, und plötzlich ist der Erzähler eins mit sich, seiner Familie, der Welt, dem Universum, (ich zitiere), „wir begriffen das Wunder, dass es uns gibt. Punkt. Soll ich sagen, ich sah uns im Schoße des Weltalls? Aber ich sah nicht nur uns, sondern alle und alles.“ Und (ich zitiere) weiter: „Wir waren allem Scheußlichen ausgeliefert und allem Menschlichen und allem Hässlichen und allem Schönen. Ich war nicht getrennt davon, es war nichts dazwischen, zwischen mir und uns und allem.“

In „Orangen und Engel“ gibt es eine ähnliche Geschichte. Familie Schulze macht einen Ausflug nach Ranadazzo, einem Ort nordwestlich des Ätnas, wo sie eine Kirche besichtigen wollen. Es nieselt, es ist Mittagszeit, alles ist zu, alles ist furchtbar öde, und der Ich-Erzähler, Ingo Schulzes hat Hunger, aber kein Restaurant hat auf, nur eine Konditorei. Und auch hier, kaum hat man sich leicht verwundert gefragt, warum Ingo Schulze uns das alles erzählt, durchzuckt es plötzlich den Erzähler, den Leser, ja, diese Geschichte wie ein Blitz, als Schulze mit der Gabel über die goldene Pappe kratzt, auf dem seine Esterházy-Ricotta-Schnitte liegt, und er sich plötzlich der Lächerlichkeit seiner Genervtheit und seiner Empörung über die Ödnis des Ortes und die geschlossenen Restaurants bewusst wird, (ich zitiere): „Im selben Augenblick überfällt mich eine panische Angst vor dem Tod, als stünde er mir kurz bevor, als würde ich zum ersten Mal begreifen, dass mein Leben endlich ist, dass meine, unsere Tage tatsächlich gezählt sind, (...), dass es kein Danach gibt.“

Kurz darauf erklärt der Ich-Erzähler noch, überzeugt davon zu sein, genau diese Erkenntnis nicht erklären, nicht mitteilen zu können, diesen Schock nicht anschaulich machen zu können - und er hat es dann doch getan. Nein, man ist in Schulzes Geschichten, und seien sie noch so sehr „in alter Manier“ geschrieben, nie sicher vor Epiphanien wie diesen, vor solch' proustischen Momenten, in diesem Fall unwillkürlich sich einstellenden Erkenntnisblitzen, Wimpernschlägen, wie Schulze sie nennt, ich zitiere, „währenddessen ich alles verstand“.

Als Leser fühlt man sich in solchen Momenten genauso aufgehoben wie schutzlos dem tatsächlich Unerklärlichen ausgeliefert. Das Verlangen, mehr davon zu bekommen, ist groß, auch wenn es Zeit braucht, sich wieder zu sammeln. Ingo Schulze gewährt diese Zeit; er selbst benötigt sie für sein Schreiben - und er nimmt sie sich, auch das ist eine bewunderswerte Freiheit. Und so, wie er sich die Zeit nahm, seine eigene unverwechselbare Stimme zu finden, (was in der Erkenntnis bestand, diese Stimme gar nicht zu brauchen, sondern sich auf verschiedene Stimmen und Erlebnisse einlassen zu können, so wie er sich lange sieben Jahre Zeit ließe, um für „Neue Leben“ die richtige Form, die richtige Erzählhaltung zu finden, so nimmt er sich jetzt die Zeit, wofür auch immer, wir wissen es noch nicht, sind aber gespannt. Vorerst jedoch gratuliere ich Ihnen, lieber Ingo Schulze, ganz herzlich zur Verleihung des Literaturpreises des Freien Deutschen Autorenverbandes.

Redaktion Literatur  
Askanischer Platz 3  
10 963 Berlin  
Telefon: +49/(0)30/29021-14215  
[gerrit.bartels@tagesspiegel.de](mailto:gerrit.bartels@tagesspiegel.de)